Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 10

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

VORBILD GRAUBÜNDEN

Amerikanische Entdeckung der Gemeindedemokratie

Wir nehmen für uns in Anspruch, ein staatspolitischer «Sonderfall» zu sein, bei passenden und unpassenden Gelegenheiten. Daraus leiten wir ab, dass andere viel von uns, unserer Geschichte und unsern Institutionen lernen könnten, wir dagegen nur wenig von andern. Damit tun wir aber gerade jenen ausländischen Autoren unrecht, welche ihre Aufmerksamkeit der Schweiz zuwenden. Denn hier ist nicht nur die Behandlung des Gegenstandes von Interesse, sondern auch die von uns verschiedene politische Erfahrung, welche die historische, politologische oder soziologische Arbeit prägt; was für uns selbstverständlich ist, müsste, wenigstens potentiell, einem Ausländer als Fremdes, mindestens Nicht-Selbstverständliches erscheinen.

So selten diese Werke sind, noch seltener ziehen Institutionen eines einzelnen Standes oder einer Region die Aufmerksamkeit eines Ausländers auf sich. Gerade dadurch zeichnet sich die hier anzuzeigende Studie des an der Rutgers University, New Brunswick, New Jersey (USA), lehrenden amerikanischen Politologen *Benjamin R. Barber* aus, ist sie doch dem politischen Prozess in der neueren und vor allem in der älteren Geschichte Graubündens gewidmet[1].

Das flüssig geschriebene Werk, dem Titel angemessen in schwärzliches Grau gekleidet, verleugnet den Standort seines Verfassers nicht; der alten rätischen Freiheit, wie sie im Mittelalter und vor allem im Freistaat gemeiner drei Bünde bestand, gehört seine Zuneigung. Er hat einige seiner Jugendjahre in Graubünden verbracht und später ein Forschungsjahr in Bündner Archiven dem Thema gewidmet – eine Akkulturationsleistung, die schon an und für sich Anerkennung abnötigt. Von diesen persönlichen Gegebenheiten her ist vielleicht der nostalgische Ton erklärbar, der das ganze Werk bestimmt und die Sichtweise des Verfassers beherrscht.

Barber gliedert seine Abhandlung in vier Teile. Im ersten Teil stellt er die schweizerische politische Praxis der politischen Theorie gegenüber und arbeitet ihre eigentümlichen Züge heraus. Der zweite Teil enthält einen Abriss der Bündner Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Dann wendet sich Barber dem eigentlichen Thema des Buches zu, wie nämlich Graubünden zu seiner Freiheit gekommen ist, wie sie gestaltet war, und wie sie sich gegen unterschiedliche Bedrohungen behauptet hat. Der Schlussteil der Ausführungen gilt der Entwicklung der Bündner Freiheit nach dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit angesichts des modernen schweizerischen Bundesstaates und unter dem Einfluss der Technik.

Die Schwächen des Buches sollen nun nicht abschrecken: Die vielen sinnstörenden Druckfehler, sein mit zahlreichen Irrtümern belasteter historischer Teil, das zuweilen etwas naiv wirkende

Vertrauen des Verfassers in seine Quellen und in die «geschriebene Verfassung», sein Hass auf die Moderne, seine Neigung, Graubünden völlig isoliert zu sehen, ohne Blick auf die gleichzeitige Entwicklung benachbarter Gebiete, wie namentlich der Alten Eidgenossenschaft und der Grafschaft Tirol. Es bedürfte einer neuen Studie, um aus den strukturellen Gegebenheiten des östlichen Nachbarlandes heraus dessen Geschichte und politische Verhältnisse zu entwickeln und eine Antwort auf die naheliegende Frage zu suchen, weshalb sich denn das Land Tirol bei ähnlicher geographischer Ausgangslage so grundverschieden entwikkelt hat. Eine besonders unglückliche Hand hatte Barber bei der Auswahl der – unnötigen – *Abbildungen:* Mag eine bissige Karikatur der helvetischen Entwicklungs- und Bereicherungsmanie aus dem Jahre 1971 am Platze sein, so ist es verfehlt, Bilder des Luganersees als Beispiele für natürliche Isolation beziehungsweise künstliche Verbindung in einem Buch über Graubünden zu bringen, oder Berns Altstadt dem Berner Tscharnergut ohne jeden Kommentar gegenüberzustellen. Als geradezu demagogisch müssen die Bilder bezeichnet werden, welche direkte und repräsentative Demokratie versinnbildlichen sollen: Ein Engelberger Bauer (!), Teilnehmer an einer Fronleichnamsprozession, und eine Verhaftungsszene vom Globuskrawall in Zürich. Abstrakte Dinge lassen sich nun einmal nicht leicht vom Bilde einfangen.

Die «Face-to-Face Society»

Barbers Studie ist für den schweizerischen Leser vor allem aus zwei Gründen von grossem Interesse: Sie ruft ihm den *unterschiedlichen Werdegang der politischen Einrichtungen in Graubünden* im Gegensatz zu den andern Alpenkantonen und zu den Städten in Erinnerung, und sie beleuchtet diese Einrichtungen, die uns mehr oder weniger selbstverständlich geworden sind, von einer neuen Seite, mit einem hellen Licht, nämlich von der *politischen Theorie und Praxis der angelsächsischen Demokratien* her. Indem Barber das schweizerische, das heisst das spezifisch bündnerische Demokratieverständnis dem amerikanischen Demokratie- und Liberalismusbegriff, der für uns Schweizer etwas zuwenig deutlich herausgearbeitet wurde, gegenüberstellt, gewinnt er einen hervorragenden Standpunkt, um sowohl das erste theoretisch zu durchleuchten wie den zweiten zu relativieren und seine Begrenzungen aufzuzeigen: «Dieses Buch ist ein Versuch, durch eine einfühlende Darstellung des politischen Lebens eines Alpenvolkes in den letzten 1500 Jahren das liberale Verfassungsdenken als politische Philosophie und Praxis in Frage zu stellen, seine Grenzen aufzudecken und einige seiner schwachen Seiten zu erklären.» Dieser *komparative Standpunkt* erlaubt Barber dann auch Schlüsse auf die moderne Demokratie, insbesondere den ihr innewohnenden Zielkonflikt zwischen Teilhabe an politischen Entscheiden und Effizienz ihres Ablaufes. Hierauf sei im folgenden näher eingetreten.

Verkürzt und skizzenhaft dargestellt ruht die in der *angelsächsischen Tradition eines Hobbes und Locke* stehende Staatsauffassung auf der Vertragstheorie des Staates. Sie betont die Repräsentation der Bürger in Staatsorganen, anerkennt den Mehrheitsentscheid als grundlegend (im Unterschied zu einer

vagen «volonté générale», die ihr fremd bleibt) und achtet auf deutliche Trennung der drei Gewalten. Stets ist sie darauf bedacht, die Privatsphäre gegen staatliche Eingriffe zu verteidigen. Mit einem Wort: Dieses Staatsdenken ist eher liberal als (direkt-) demokratisch.

Gegen diese Skizze stellt nun Barber das Modell der «*Face-to-Face Society*», verkörpert in der (teilweise idealisierten) Bündner Gemeinde. Jeder kennt jeden, Spannungen werden durch Verhandlungen anlässlich von teils formellen, teils informellen Zusammenkünften gemindert oder behoben. Die Nachbarschaften oder Dorfgemeinden Graubündens werden nach Barber mit dem allmählichen Niedergang der Bedeutung der Talgenossenschaften und der Gerichtsgemeinden (Hochgerichte) im Spätmittelalter zum eigentlichen Schauplatz des politischen Lebens. Aus ihnen bauen sich die drei Bünde auf. Dieser Zustand wird im Vertrag über den Zusammenschluss von 1524 bekräftigt, mit den einzelnen Gemeinden als Vertragsparteien. Die Bundesexekutive bleibt kraftlos, alle Macht liegt bei den Dorfgemeinden. So ist denn ein Staatsgebilde entstanden, das im Gegensatz zum zeitgenössischen Staat, der nach Jean Bodin seine Souveränität in der Stärke der Zentralgewalt verkörpert sieht, seine *Existenzberechtigung gerade kraft der Gewähr für die Selbstbestimmung der einzelnen Gemeinde* erhält. Dabei kommt dem Einzelnen ein maximales Mitwirkungsrecht zu: Wahl der eigenen Amtsleute und Magistraten, Gewalt des Hochgerichts und Unabhängigkeit vom Einfluss auswärtiger oder einheimischer Grundherren sind die Kennzeichen dieser spezifisch bündnerischen Freiheit.

Eine der wichtigsten Einflussgrössen für Barber ist sodann der bündnerische «*Kolonialismus*» in Veltlin und Cleven, der die «heile Welt» der überschaubaren Verhältnisse zersetzt und in das lockere Gebilde die Spannungen der grossen Politik hineinträgt. Die Raison d'être des Freistaats verwandelt sich in existenzbedrohende Schwäche. Unabhängigkeit gegen aussen und Freiheit gegen innen (im Sinne von Selbstverwaltung auf Gemeindeboden) werden unvereinbar. Nach Barber hat die Alte Eidgenossenschaft einen ähnlichen Zielkonflikt so gelöst, dass sie ihre Unabhängigkeit an Frankreich verkaufte und sich damit die Freiheit im Innern sicherte. Graubünden versuchte beides zu verteidigen (gegen Österreich) und scheiterte zuletzt in beidem. Immerhin konnte es seine zerbrechliche Struktur durch fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch retten – was Barber wenig beachtet, wie überhaupt diese Zeit bei ihm keine wichtige Rolle spielt.

Konstruktionsfehler

Barber beschränkt sich jedoch nicht auf aussenpolitische Gründe des rätischen Niederganges. Er geht sorgfältig den «Konstruktionsfehlern» (vom Standpunkt eines effizienten Entscheidprozesses auf der Ebene des Gesamtstaates) nach, wobei er nachweist, dass der auch anderswo in der Schweiz beobachtete niedrige Stellenwert, welcher der Bestellung von Ämtern zukommt – also ein anti-repräsentatives Element, das dem angelsächsischen Demokratieverständnis völlig fremd ist – den Amtskauf begünstigt hat; *Sachfragen kam (und kommt) das Hauptgewicht zu*, mochten sie auch noch so unbedeutend sein. In Graubünden lag sowohl die

Vorbereitung des Entscheides, dieser selbst wie schliesslich auch die Durchführung gänzlich in den Händen der freien Bauern, da ja eine Bürokratie fehlte. Der Bündner Bauer, der *liber pur suveran*, «war autonom *innerhalb* seiner politischen Gemeinschaft (polity), nicht ausserhalb». Barber weist auf die bekannte Verwandtschaft dieser politischen Organisation mit Vorstellungen Rousseaus und Kants hin und auf die Abwesenheit der bekannten Entfremdung, welche die repräsentative Demokratie als Gefahr der Perversion in sich schliesst.

Diese Stärke wird jedoch mit der *Handlungsunfähigkeit der Zentrale* erkauft. Hier herrscht das Referendum, die Befragung der Gerichtsgemeinden vor sämtlichen Entscheiden. Diese selber konnten sich allenfalls an die nächstuntere Stufe, die Dorfgemeinde, wenden. Der mehrstufige Filter dieses Entscheidprozesses, der ja auch unserem modernen Bundesstaat so typischerweise eignet, ist dem Grundsatz «Ein Mann – eine Stimme» völlig entgegengesetzt. Alles ist darauf ausgerichtet, harte Konflikte zu vermeiden, deshalb wichtige Fragen, die zu Dissens führen könnten, gar nicht erst aufzuwerfen. Die Exekutive der Zentralgewalt, die dreiköpfige Behörde der «Häupter», hat die ihr ursprünglich noch zugedachten Zuständigkeiten mit der Zeit allmählich verloren. Die «Lernmöglichkeit des Systems» (K. W. Deutsch), das Innovationspotential des Freistaats sanken auf Null.

Die Parallelen zur heutigen politischen Situation der Eidgenossenschaft zieht Barber nur indirekt; doch ist gerade das Überborden des Elementes der Teilhabe am Entscheid im Verhältnis zum Element der Wahl zwischen verschiedenen Alternativen (*«participant-oriented vs. policy-oriented»*) typisch für den Freistaat gemeiner drei Bünde wie für die moderne Eidgenossenschaft. Man strapazierte das Petitionsrecht, das jedem Einzelnen zustand, dehnte das Referendum in ein eigentliches Vernehmlassungsverfahren der Bundesglieder aus und verbot sogar durch die Reform von 1794 ausdrücklich Fragestellungen, die mit einem blossen Ja oder Nein beantwortet werden konnten. Übertragen wir die von A. O. Hirschman (in seinem bahnbrechenden Buch «Exit, Voice, and Loyalty», 1970) eingeführte Terminologie in einen etwas anderen Sachbereich, so ist das Bündner Referendum bei der Kundgebung von Opposition durch starke «voice» (Protest innerhalb des Systems) gekennzeichnet, während die amerikanische Gemeinde vom «Exit» (Abwahl von Behördemitgliedern, im äussersten Fall Wegzug aus der Gemeinde) beherrscht ist. Gewährleistet also das *Bündner Referendum* das *Höchstmass an politischer Beteiligung zu seiner Zeit*, so *versagt* es dagegen bei der *Sicherung der Menschenrechte* (wo etwa das gleichzeitige Pennsylvanien führend war) und öffnete der Korruption Tür und Tor. Stand die politische Bildung auf einem Höchststand, verglichen mit dem damaligen Europa, so herrschte in anderer Hinsicht dumpfer Aberglauben. Und vor allem war der Freistaat am Ende des 18. Jahrhunderts den Bedrohungen von aussen nicht mehr gewachsen. Auf eine kurze Formel gebracht: Der Output des Systems erstickte am zu grossen Input.

Barber übersieht all diese Nachteile nicht, im Gegenteil, er arbeitet sie sorgfältig heraus. Doch sobald es zum Entscheid darüber kommt, ob sich Bün-

den der Eidgenossenschaft als Vollmitglied anschliessen soll, hält er es eher wieder mit den Gegnern: Zu viel eidgenössischer Einfluss würde die Bündner Gemeindehoheit gefährden. Auch im Kampf um das Bürgerrecht sieht er vor allem die Tendenzen, die gegen die Gemeindeautonomie zielen. Hier übergeht Barber, dass einige andere Kantone ebenfalls das Nebeneinander von Bürgergemeinde und Einwohnergemeinde kennen.

Niedergang der Gemeindeautonomie

Es sind schliesslich die harten wirtschaftlichen Sachzwänge der heutigen Zeit, welche die Gemeinde als Raum für die Wirtschaftspolitik sprengen und für die grossen Gemeinschaftsaufgaben (Strassenbau, Bildung, Armenwesen) und das Steuerwesen kantonale, zum Teil sogar eidgenössische Kompetenzen erfordern. Die gestiegene geographische Mobilität ersetzt vielfach «voice» durch «exit», indem sie den politisch oder wirtschaftlich Unzufriedenen die Abwanderung erleichtert. (Selbstverständlich hat die Auswanderung im politischen Kräftespiel Graubündens von jeher eine konfliktmindernde Rolle gespielt, ein Aspekt, den Barber zu übersehen scheint.) Gerade durch ihren zähen Widerstand haben die Bündner Gemeinden oft Reformen verhindert, als es noch Zeit war, und sich selbst unheilbaren Schaden zugefügt (zum Beispiel im Wasserrecht). Diese «*tragische Ironie*» muss Barber ganz besonders getroffen haben; er führt sie auf den bei zunehmender Gefährdung steigenden Symbolwert der Gemeindehoheit zurück.

Aus dem Vorhergehenden wird klar, dass Barber die *Überlebenschancen* der selbständigen Bündner Gemeinde recht *pessimistisch* beurteilt. Er fragt sich, ob wirtschaftliches Wachstum und technische Umwälzungen nicht kulturelle und politische «Kosten» mit sich bringen, die ihre Wünschbarkeit schliesslich verneinen. Dabei weist er auf das bezeichnende Beispiel des elektrischen Zauns hin, der das Herumziehen grosser Herden auf offener Weide erschwert, damit die Gemeinatzung zum Absterben verurteilend.

Barbers Studie hat die Bündner Gemeindeautonomie von ihrem Entstehen bis zu dem Punkt verfolgt, bei dem der Verfasser ihren Tod als unmittelbar bevorstehend ansieht. Als Traditionalist bedauert er dies; er findet sich bestätigt durch verschiedene Volksentscheide, in denen nach seiner Interpretation das verzweifelte Festhalten des Stimmbürgers am Althergebrachten im Widerstand gegen eine progressive Bürokratie zum Ausdruck kommt. Eine Rettungsmöglichkeit skizziert er nicht. Er betont jedoch zum Schluss, dass die auf maximale Teilhabe am Entscheid abzielende Demokratieform gezeigt habe, dass *das angelsächsische Demokratieverständnis nicht das einzig mögliche* sei, dass andere Werte als die von ihm vertretenen denkbar und unter Umständen auch politisch realisierbar seien, und dass insbesondere *bürgerliche Freiheit mit kollektivem Handeln auf Gemeindeebene nicht unvereinbar* sei. Mit diesen Leistungen habe sie ihren Platz in der Geschichte verdient und könne auch in Zukunft den Gestaltern politischer Entscheidsysteme wertvolle Anregungen erteilen.

In diesem Sinne ist Barbers Buch in unsere Diskussion über Bedeutung und Umfang der direktdemokratischen Be-

standteile unseres Staatswesens hineingesprochen. Manche Sachfrage, die der Bündner Bauer entscheiden musste, würde heute vielerorts als «zu komplex» (zum Beispiel das Staatsvertragsreferendum) oder «unpraktikabel» (zum Beispiel der Strassenbau und seine Finanzierung durch den Bund) angesehen. Machen wir uns genügend Gedanken über die Kosten, die eine vitale Demokratie notwendigerweise fordert? Gibt uns das alte Bündner-System Hinweise, in welcher Richtung das Mitwirkungsrecht des Bürgers ausgedehnt und vertieft werden könnte? – Man wird nicht wiederholen können, was einst in Graubünden (mehr oder weniger) tauglich war; aber man muss sich bewusst werden, dass wir ein direktdemokratisches Erbe haben, das reicher ist, als uns kleinmütige Alltagspolitik oft glauben macht.

Frank Rühl

[1] The Death of Communal Liberty, A History of Freedom in a Swiss Mountain Canton, Princeton University Press 1974.

AMERIKABILDER – MADE IN EUROPE, MADE IN USA

Ist das ‹Bild›, das wir Europäer uns von den Vereinigten Staaten machen, und ist das ‹Bild›, das sich die Amerikaner selber von ihrem Land machen, so mächtig, dass es unmöglich ist, nur Ereignisse und Institutionen zu sehen, nur die Verhältnisse in der Politik, der Wirtschaft, der Strategie zu berücksichtigen?

Wie realistisch wir die Dinge auch sehen möchten – der *Mythus*, oder richtiger in Mehrzahl: die *Mythen*, sind immer dabei.

Wie in der Ilias die Götter oberhalb der Helden sich bekämpfen, so streiten heute die Mythen gegen die Mythen. Ob wir nun als Mythologen vorgehen, die solche Bilder deuten, oder als Entmythisierer, die sich von ihnen als von Voreingenommenheiten befreien möchten – in beiden Fällen wird uns neuerdings die Geschichte, die Struktur der Mythen so wichtig wie bisher die «reale» Gesellschaft.

Europäische Anti-Amerikanismen

Mit den Mythen des europäischen Anti-Amerikanismus befasst sich *Manfred Henningsen* in «Der Fall Amerika[1]». Der erste Teil des Buches ist betitelt: «Die Verdrängung Amerikas», der zweite Teil: «Die Entdeckung Amerikas.» Eine verblüffende Reihenfolge, da man doch zunächst entdeckt haben muss, was man nachher verdrängt. Im Vorwort wird angekündigt, dass die Studie dem europäischen Amerikabild seit der Gründung der Republik gewidmet ist. Doch kommen die frühen Amerikabilder nicht vor. Die im achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhundert gängige Meinung eines ‹feuchten›, weil so spät aus dem Wasser aufgestiegenen amerikanischen Kontinents ohne grosse Tiere, mit bartlosen, fast impotenten Eingeborenen wird nicht erwähnt, obgleich Darstellungen solcher Art noch Hegel und Schopenhauer beeindruckt

haben. Bei Henningsen sind wir gleich bei jüngsten Dokumenten eines düsteren USA-Bildes, von Matthias bis Lettau, freilich auch beim abgewogenen Herbert von Borch, der zu bedenken gab: «Es ist unmöglich, gegenwärtig ein zuverlässiges Buch über Amerika zu schreiben.»

Wir kommen dann zu Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir. In der Tat verdiente das französische Amerikabild ein Kapitel für sich; allerdings hätte es differenzierter sein müssen. Denn nur komplementär zur verständnisvollen Rezeption der amerikanischen Literatur ist das französische Schreckbild der kulturlosen, machtberauschten USA zu sehen. Und gleichzeitig wäre die verblüffende Ähnlichkeit des negativen französischen Amerikabildes bei der Rechten und der Linken einer Untersuchung wert. Hat nicht schon Baudelaire die Zerstörung alter Quartiere von Paris als «Amerikanisierung» bezeichnet? Georges Duhamels «Szenen aus der Zukunft» sind vor 1930 erschienen. Nichts davon wird hier erwähnt.

Wenn der Abscheu des Dichters Nikolaus Lenau gegenüber den Vereinigten Staaten – in denen er enttäuschende Erfahrungen gemacht hatte – mit herbem Tadel erwähnt wird, so hätte der auf Lenaus Schicksal gegründete Erfolgsroman «Der Amerikamüde» von Ferdinand Kürnberger ebenfalls genannt werden müssen.

Das Amerikabild von Karl Marx und Friedrich Engels wird schablonenhaft als Schablone dargestellt; es war in Wirklichkeit nuancierter – es hätte sich gelohnt, etwa die begeisterte Zustimmung von Karl Marx zu amerikanischen Annexionen zu schildern. Karl Marx bejahte alles, was rückständige mexikanische Provinzen für die fortschrittlicheren, kapitalistischen USA gewann. Erst über den hochentwickelten Kapitalismus komme die Menschheit zum Glück des Sozialismus. So positiv wurde sonst in Europa, aber auch von kritischen Amerikanern, die territoriale Ausweitung der Vereinigten Staaten nicht gesehen.

Im zweiten Teil – «Die Entdeckung» – steht die Einwanderung des vorigen und jetzigen Jahrhunderts im Vordergrund. Hier wird leider Alexis de Tocquevilles Amerikabild, wie es aus seinen Werken, Briefen, Aufzeichnungen hervorgeht, arg vergröbert resümiert, als sei Tocqueville nur ein junger Aristokrat gewesen, der die Herrschaft des Pöbels fürchtete. Wären Tocquevilles Einsichten nicht tiefer und komplexer, so liesse sich nicht erklären, wieso sie die Amerikaner derart beeindruckt haben. Am lesenswertesten ist der Abschnitt über die deutschen Schriftsteller im amerikanischen Exil. Das Fehlen von Werken, die amerikanische Erfahrungen gespiegelt hätten, aus der Feder der Emigranten, wird beklagt. Da ist allerdings nichts, was mit Uwe Johnsons «Jahrestage» zu vergleichen wäre. Nur sind Aktualität und literarische Gestaltung zweierlei; es ist nicht so sonderbar wie es scheint, dass Amerika in Bertolt Brechts Werk, bevor der Dichter Europa verliess, eine grosse Bedeutung hatte und nicht mehr, als er dort lebte.

Nicht nur vergröbert, sondern unsinnig ist die Behauptung, dass Verfolgte wie Brecht, Zuckmayer, Werfel über die USA Meinungen hatten, die mit denen Hitlers austauschbar waren. Hier wird gegen Carl Zuckmayer gewendet, was dieser Dichter einmal mit kritischer Selbstironie über die von ihm mitgebrachten Vorurteile geschrieben

hat. Der Humor des Schriftstellers, der dann als Farmer in Vermont lebte, wird als Anprangerung amerikanischer Kulturlosigkeit missverstanden. Auch wer Literatur ohne jedes literarische Interesse nur als «Aussage» wertet, sollte sie lesen können.

Dabei ist gewiss nicht falsch, wenn sowohl Thomas Mann wie Bertolt Brecht ein Mangel an Interesse und Verständnis gegenüber dem Gastland vorgehalten wird. Die Schriftsteller haben anders reagiert als die emigrierten Wissenschaftler, die so fördernd am amerikanischen Geistesleben teilgenommen haben.

Am Schluss kommt auch die Amerikakritik amerikanischer Intellektueller zur Sprache. Im Sinn von Goethes «Amerika, du hast es besser» meint Henningsen, Amerika habe «nur ein Vakuum aufzufüllen, nicht aber zusätzlich ein historisches Chaos zu überwinden». Wenn damit gemeint wäre, dass die USA keine Geschichte, keine Mythen zu erkennen und bewältigen hätten, so muss diese Meinung in der Zeit des «bicentennials» geradezu verblüffen.

Mythen und Realitäten

Von den Mythen, in denen die Amerikaner noch unbewusst leben, handelt ein Kolloquium, aus dem Arbeiten in ein Sonderheft «Sprache im technischen Zeitalter[2]» aufgenommen wurden. Hier sind viele Einzelheiten von hohem Interesse, etwa die Untersuchung der Symbole auf der Dollarnote, auf dem Siegel der USA, oder auch die Analyse des Mythus vom «neuen Anfang».

An die Grenzen dieser Methode stossen wir mit *Harald Eggebrechts* Aufsatz über «Die Suche nach dem grossen weisen Vater». Da heisst es apodiktisch: «Amerika will nicht die Versachlichung und damit Entmystifizierung der Macht». Wenn Franklin und Washington als Väter der amerikanischen Unabhängigkeit genannt sind, so wird – warum eigentlich? – hinter «Väter» ein ironisches Ausrufungszeichen in Klammern gesetzt. Der Präsident wird ein «literaturwissenschaftlich erfassbares Objekt» genannt. In diesem Zusammenhang wird von «geschickt eingesetzter Mythisierung im Dienst der Machtträger» geredet. Gerade das Amt des Präsidenten enthülle – so wird uns offenbart – die fundamentale Divergenz zwischen Traum und Wirklichkeit der Vereinigten Staaten. In so abgekürztem Verfahren wird über einen wesentlichen Bestandteil der dauerhaftesten Verfassung in der Geschichte der Demokratien abgeurteilt, ohne eine permanente und sich wandelnde Funktion wie die Präsidentschaft politisch und staatsrechtlich darzustellen, noch auch die Gründe der Stabilität dieser Einrichtung zu erwägen, die sich jüngst nach der schweren Krise eines Präsidentensturzes bewährt hat. Gewiss, über die Rolle und die Zukunft des Präsidentenamtes lässt sich streiten – es fehlt aber nicht an kritischen amerikanischen Büchern mit Titeln wie «The twilight of presidency». Ein politisches Phänomen ausschliesslich vom Bild, vom Mythus her zu sehen, ist jedoch nicht Vertiefung, sondern im Gegenteil Abkehr vom politischen Denken überhaupt und damit eine idealistische apolitische Haltung, wie sie in der deutschen Tradition ebenso bei extrem konservativen wie bei radikalen Denkern zu finden ist.

Gewiss, das ‹Bild› durchdringt die Wirklichkeit, ist eine Macht. Es ist aber

nicht die ganze Wirklichkeit und darf nicht, aus dem Zusammenhang gerissen, als das Ganze gelten. Was sich hier als tiefere Deutung versteht, wird da selber zur Mythisierung und zur Mystifizierung. Gehört es doch zum Mythus, dass gerade jene, die in seinem Bann stehen, es nicht wissen.

François Bondy

[1] List-Verlag, München 1974. – [2] Herausgeber Walter Höllerer und Norbert Miller, Kohlhammer, Stuttgart 1975.

SPIONAGE – METHODEN UND PRAKTIKEN DER GEHEIMDIENSTE

Hinzuweisen ist hier auf die wohl erste vollständige und umfassende Darstellung, die sich mit den verschiedenartigen Anwerbungsmethoden der Geheimdienste auseinandersetzt[1]. Sie darf nicht als romantischer «Spionageknüller» gewertet werden, sondern vielmehr als eine mit Akribie und guter Übersichtlichkeit in sachlicher, wenn auch spannender Diktion geschriebene Publikation, die mit einer sehr grossen Fülle von Gerichtsurteilen, Zeitungsberichten und auch Aussagen von Überläufern aus den Spionagediensten untermauert wurde.

Der Verfasser vermerkt eingangs, dass alle Nachrichtendienste – in Ost und auch in West – über interessante Personen Kartotheken haben; das gilt nicht zuletzt auch für Einwohner der Schweiz, deren geopolitische Lage für die verschiedensten geheimdienstlichen Aktivitäten von jeher eine ungewollte Attraktivität besitzt: In den vergangenen 25 Jahren mussten sich vor schweizerischen Gerichten rund 100 Ost- und 8 West-Spione verantworten. Es dürfte kein Zufall sein, wenn etwa die sowjetische Botschaft in Bern seit 1961 ihre Personalstärke von 135 auf 292 Angehörige erhöhte, von denen nach seriösen britischen Angaben über ein Drittel geheimdienstliche Funktionen zu haben scheint. Den Spionage-Rekord auf Schweizer Territorium kann aber die DDR für sich buchen. Vor Jahren zog ein Führungsoffizier des Ost-Berliner Ministeriums für Staatssicherheit in Zürich ein geschickt getarntes Spionageunternehmen in Form einer Presseagentur auf, um in ganz Westeuropa unter dem Zeichen des Schweizerkreuzes «Korrespondenten» anzuwerben und Kontakte zu interessanten Persönlichkeiten anzubahnen, um auf diese Weise nicht nur ihre politischen Auffassungen, sondern auch ihre Lebensgewohnheiten und besonders ihre menschlichen Schwächen kennen zu lernen.

Das Hauptkontingent der erfolgreichen Agenten scheint von den ideologisch Überzeugten zu kommen; ihr Fanatismus macht sie zu gefährlichen Gegnern, deren Qualität besonders in ihrer Zuverlässigkeit und Treue liegt. Andererseits erfährt man in dem Buch, dass während der vergangenen Jahre weit mehr als hundert hauptamtliche Mitglieder der östlichen Spionagedienste zum Westen überliefen. Oft ist der Abscheu vor den Werbungs- und Führungsmethoden der eigenen Dienste das primäre Motiv zur Flucht – «ein Beweis dafür, dass selbst langjährige, ideologische Indoktrinierung das mensch-

liche Gewissen nicht auszulöschen vermag». Anhand etlicher Beispiele weiss der Verfasser zu schildern, wie Menschen auf «ideologischer Basis» als Kommunisten oder auch gerade unter dem Deckmantel einer missbrauchten Friedensliebe zum Geheimnisverrat überredet wurden. Ein geradezu erstklassiges Reservoir für die nachrichtendienstliche Anwerbung sieht er in der studentischen radikalen Linken, die «angesichts ihrer mangelnden Loyalität gegenüber ihrem Vaterland – ein mindestens ‹faschistoider› Begriff – und gegenüber ihrer Gesellschaft – die im Rahmen der ‹Enttabuisierung› verächtlich gemacht wird –» in nicht mehr fernen Tagen leicht die Rekruten der östlichen Spionagearbeit abgeben kann.

Eine augenscheinlich auch recht häufige Art der Agentenwerbung beruht auf blosser Erpressung, wobei der Leser die ganze Skala an Erpressungsgründen erlebt, die ein Mensch an Unzulänglichkeiten aufzuweisen vermag: Finanzielle Schwierigkeiten, Unregelmässigkeiten im Beruf, eine kompromittierende politische Vergangenheit als «Fröntler» oder Nazi-Anhänger. Manchem, wie etwa dem Schweizer, der seine Tageszeitungen bei sich trug, wurde ein unvorschriftsmässiges Verhalten bei seinen Ostblockreisen zur Falle. Keineswegs selten sind sexuelle Probleme oder Skandale, über die etwa vor Jahren der britische Verteidigungsminister Profumo stolperte – der aber nicht der Einzige war. Häufig werden Ost-Flüchtlinge unter der Androhung, es würden Repressalien gegen ihre noch im kommunistischen Machtbereich lebenden Verwandten ergriffen, zur Mitarbeit gezwungen. Eine ebenfalls praktizierte Methode ist die Einschleusung von Agenten als «heimkehrende Auslandsschweizer»: Vor Jahr und Tag kam das Ehepaar Schwarzenberger mit gefälschten Ausweispapieren in die Eidgenossenschaft, wo die Fürsorge ihre Reise und auch die anfängliche Unterbringung in ein Hotel bereitwillig zahlte. In Wahrheit waren beide Helfershelfer des ČSSR-Nachrichtendienstes, die bald Militärspionage trieben und in ständigem Funkverkehr mit ihrer Zentrale in Prag standen. Vor kurzem stand das DDR-Ehepaar Wolf alias «Kälin» vor dem Bundesstrafgericht, das unter einer nahezu gleichen «Legende» in die Schweiz gebracht wurde.

Eine wiederum ganz andere Art stellt die sogenannte «Anwerbung unter falscher Flagge» dar, bei der der Spion seine wahren Hintermänner bewusst nicht kennen, sondern glauben soll, für eine westliche Presseagentur oder ein harmloses Forschungsinstitut tätig zu sein. Mit Preisausschreiben oder Meinungstests versuchen die recht oft als «West-Berliner» Firmen getarnten Ost-Berliner Stellen interessante Einzelpersonen in Westeuropa anzusprechen und mit ihnen in Kontakt zu kommen. Ein schweizerischer Diplom-Kaufmann, der in hiesigen Zeitungsofferten einen Stellenwechsel wünschte, erhielt kurz danach Besuch eines angeblichen Mitarbeiters eines Wirtschaftsinstitutes der UNO. Er zeigte Interesse an Analysen über die Schwerindustrie, über Rüstungsprobleme und Fragen im Transportwesen – doch hinter der angegebenen Postlageradresse in Genf verbarg sich ebenfalls die DDR. Bei dieser Art des Vorgehens pflegen Nachrichtendienste sich sehr gerne Journalisten zu bedienen, da sie einmal Zugang an Informationen haben und andererseits über die Fähigkeit zur Beurteilung von Nachrichten verfügen;

ihre Fragestellerei von Berufs wegen ist zudem eine äusserst gute Tarnung, wobei ein wertvoller Gehilfe für ihre Tätigkeit nicht zuletzt die Eitelkeit vieler angesprochenen Menschen ist.

Möglichkeiten, mit einem Menschen in diesen oder jenen Kontakt zu kommen, finden sich viele: Eine in Basel lebende Sekretärin, die für den Nachrichtendienst Ost-Berlins angeworben worden war, hatte Inserate als Stellenbewerbungen in Schweizer Zeitungen aufzugeben und die Antworten dann in die DDR zu schicken, wo sie zweifellos weiter ausgewertet wurden. Westliche Besucher von Wirtschafts- und Handelsmessen im Ostblock sind von ganz besonderem Interesse, kann man über sie möglicherweise doch direkten Zugang zu wichtigen Produktionsstätten im Westen bekommen.

Das vorliegende Buch appelliert nicht an billige Sensationslust oder Abenteurertum, sondern will eine deutliche Warnung sein vor den Gefahren, mit denen im heutigen Zeitalter sich fast jeder Bürger konfrontiert sehen könnte. Es ist auch keine inhaltlich vielleicht überholte Darstellung aus vergangenen Tagen. Erst vor wenigen Jahren erklärte Bundesrat von Moos vor dem Nationalrat, «die Geheimdiensttätigkeit des Ostblocks hat ein früher nie gekanntes Ausmass erreicht, das sich allein im Funkverkehr an monatlich Tausenden von Meldungen ausdrückt». Der Verfasser weist nach, dass während der Verhandlungen Bonns mit dem Osten der Anstieg der östlichen Spionageaufträge nicht weniger als 35% betrug: «Während sich die Verhandlungspartner freudevoll die Hände schüttelten, fing die westdeutsche Abwehr alle sieben Minuten einen östlichen Funkspruch an die Adresse von Ostagenten im Westen auf!» Die vor Jahren in den Wäldern Zürichs und Aaraus entdeckten, sorgfältig vergrabenen Funkgeräte lassen nur den Schluss auf das Vorhandensein von «Schweigenetzen» zu, auf die die Ostspionage erst in der Zukunft zurückgreifen will.

Ein Buch also, das eigentlich in die Hand eines jeden politisch interessierten Staatsbürgers gehört.

F. W. Schlomann

[1] Ernst R. Borer, Spionage, Neptun-Verlag, Kreuzlingen 1975.

SAN ANTONIO – IN GOLDSCHNITT, ENTMYTHISIERT

Seit mehr als zwei Jahrzehnten versorgt *San Antonio* Jahr für Jahr die Editions Fleuve Noir mit seinen Kriminal- und Spionageromanen. Heute garantiert das von Frédéric Dard und seinem Verleger Armand de Caro geschaffene Gütezeichen San Antonio eine Auflage von einer halben Million Exemplaren pro Roman. Wenn von Etiemble am Beispiel Bordeaux gezeigt wurde, dass sich der Verkauf volkstümlicher Literatur auf einem anderen Verteilernetz abspielt als der Verkauf sogenannter hoher Literatur, so gilt das nicht für die San-Antonio-Romane. Sie sind überall zu haben, vom Bahnhofskiosk über das Schreibwarengeschäft zur Buchhandlung. Niemand lässt sich einen derartigen Verkaufsschlager entgehen.

Jeder San-Antonio-Leser ist mit der

saloppen und ruppigen Art vertraut, mit welcher der Erzähler vor allem in den Fussnoten seiner Romane seine Fans beschimpft. Die San-Antonio-Leser nehmen es offensichtlich gerne in Kauf, dass sie mitten in spannender Lektüre von ihrem Idol angeraunzt werden. Die Intellektuellen fühlen sich ohnehin nicht betroffen, da sie in ihren Leseeifer immer ein Gran Herablassung mengen, um sich von einem so suspekten Lektüregegenstand jederzeit distanzieren zu können, obwohl sie sich eigentlich längst ungeniert an ihrer Freizeitlektüre erfreuen dürften. Cocteau und Escarpit haben dem Schöpfer des San-Antonio-Mythos längst die höheren literarischen Weihen erteilt. Sie und andere haben dem Vielschreiber in der antiklassischen französischen Tradition von Rabelais bis zu Céline und Quenault inzwischen seinen Platz angewiesen. Es war daher ein glänzender «Gag», als die Editions Fleuve Noir 1967 eine die Klassiker-Gesamtausgaben bürgerlicher Wohnstätten parodierende, in kostbares rotes Material gebundene Edition der *Oeuvres complètes* auszuliefern begannen, die inzwischen auf ein reichliches Dutzend Bände angeschwollen ist, von denen jeder in kunterbunter Reihenfolge fünf Romane enthält, deren Titel in goldenen Lettern auf dem Einband prangen. In dem die San-Antonio-Romane kennzeichnenden Prahlhans-Stil bemerkte der Verfasser, nun sei er endlich für die snobistischen vornehmen Ziegen in Goldschnitt gebunden, es bestünde also kein Anlass mehr zu erröten, falls sie vor einer Party vergessen sollten, ihn rechtzeitig zu verstauen.

Die von Sophie Lannes aufgezeichneten selbstbiographischen Äusserungen San Antonios sind – das deutet der Titel bereits an – eine Serie von Bekenntnissen[1]. Mag gelegentlich der Argot auch durchschlagen, so geht es San Antonio in dem vorliegenden Buch doch um etwas wie ein Testament. Auf der letzten Seite stehen daher nicht von ungefähr die Sätze: «Ich weiss jetzt, dass ich gelebt habe, um mich mit meinem Ende abzufinden. Dieses Ende zu ertragen, denn der Gedanke daran ist unerträglich. Das Leben bedeutet Tod und Liebe. Und offen gestanden, sonst nichts. Rein gar nichts!» Dard selbst ist als Bürge für das Gesagte auf dem Umschlag des Buches fast kahköpfig, blauäugig und mit einem etwas unsicheren Lächeln abgelichtet. Es gibt glänzend erzählte Episoden aus der Kindheit in Lyon, den Jahren des literarischen Aufstiegs in Paris und über die Konsequenzen seiner Umsiedlung nach Gstaad. Aber nicht selten endet der Bericht plastisch geschilderter konkreter Erlebnisse in einem vagen Philosophieren auf der Grundlage einer Seid-nett-miteinander-Weltanschauung, die dem Präsidenten irgendeines Vereins alle Ehre machen würde. Zu den lesenswertesten Seiten des Buches gehören die Berichte darüber, wie San Antonio mit seinem Ruhm fertig wird: «Ich schäme mich wegen dem, was ich schreibe, ich schäme mich wegen des Geldes, das es mir einbringt, ich schäme mich wegen des Interesses, das es weckt ... Wo immer ich hingehe, in jedem x-beliebigen Hotel, selbst jenseits der Grenzen, an jeder Zollschranke, sagt man mir: «Ach, das sind Sie also» (151). Und die Kehrseite der Medaille: in Dakar gesteht ihm ein Geschäftsmann, er lese nur ihn. San Antonio ist geschmeichelt, aber nun kommt das dicke Ende: «Sie müssen mich richtig verstehen», meint der San-Antonio-Leser, «hier hat man keine

Lust, was anderes als Quatsch zu lesen»: «Eine halbe Stunde entschuldigte er sich bei mir, weil er mich las. Er wollte nicht, dass ich einen schlechten Eindruck von ihm mit nach Hause nehme, weil er mich las» (156).

Zu einer Lebensbeichte werden San Antonios Geständnisse, wo er auf seine Ehescheidung und auf seinen in diesem Zusammenhang stehenden Selbstmordversuch und auf die neue Ehe mit der Tochter seines Verlegers zu sprechen kommt. Man wird auf moralischer Ebene die Aufrichtigkeit dieser Bekenntnisse bewundern, aber auf literarischem Niveau den manchmal geradezu weinerlichen Tonfall nicht immer goutieren. Wenig ist hier zu spüren von den Miles-gloriosus-Allüren des kleinbürgerlichen und oft nationalistischen Weiberhelden der Romane, die all das enthalten, was Rudolf Schenda in seinem Standardwerk «*Volk ohne Buch*» hinsichtlich der Lektürwünsche des breiten Publikums auf die Formel brachte: «ein Gemisch aus Geschichten, Ratschlägen und Rätseln» (476). San Antonio hat sich mit «*Je le jure*» selbst entmythisiert. Jeder, der das Buch liest, wird künftig zu ihm sagen können: «Ach, das sind Sie also!»

Johannes Hösle

[1] San Antonio, Je le jure – Entretiens avec Sophie Lannes, Stock, Paris 1975.

PARABEL ALS DENKANSTOSS

Kurt Marti hat in seinem bisherigen Schaffen kaum je sich selbst wiederholt, vielmehr fast mit jedem neuen Werk Neues versucht, oft geradezu in Gegensatz zum eben vollendeten. Mit einer – so weit ich sehe – einzigen Ausnahme: nach dem literarischen Eklat von «*Rosa Loui*» hat er in «*Undereinisch*» ein zweites Mal Mundartlyrik geschrieben, und das Buch ist, vor zwei Jahren, von der Kritik auch z. T. recht ungnädig aufgenommen worden, mit dem generellen Tenor: Genug der Mundartlyrik, nur keine Wiederholung! Ein Urteil, das, nebenbei bemerkt, kaum der genauen Überprüfung standhalten dürfte. Denn zumindest im Rückblick wird deutlich, dass innerhalb der bereits einigermassen historisch gewordenen Entwicklung der Mundartliteratur auf das kritisierte «*Undereinisch*» nicht so leicht zu verzichten ist: Wenn «*Rosa loui*» revolutionär wirkte durch die ungewohnte Verwendung eines Dialekts, den man bisher nur in archaisierender Form kannte, so bestätigt «Undereinisch» die Existenz einer berndeutschen Umgangssprache, die nicht nur Kontrapunkt zum Bekannten ist, sondern ein selbstverständliches lyrisches Ausdrucksmittel.

Nun «*Die Riesin*[1]». Gewiss keine Wiederholung und keine Variation, sondern wiederum, vom Autor aus gesehen, ein Schritt ins Neuland: der erste «Roman» Martis, so will es der Untertitel wissen; zum mindesten, da diesem Begriff gegenüber denn doch einige Skepsis am Platze ist, der erste Versuch des Autors mit einer längeren Erzählform. Eine literarische Neuerung ist das Erzählmodell allerdings nicht. Vielmehr gehört es – wenigstens auf den ersten Blick – in die bereits vertraute Tradi-

tion der leicht surrealistischen, parabelartigen Erzählung, mit welcher im 20. Jahrhundert spätestens seit Kafkas «*Verwandlung*» der Einbruch des Unheimlichen und Unerklärlichen in den Alltag dargestellt wird, im Stil des trokkenen Realismus das Unmögliche als ereignet vorausgesetzt wird:

Eine gemischte, angeheiterte Abendgesellschaft bricht zu vorgerückter Stunde auf zu einem ungewohnten Happening, das den Abend krönen soll, sieht sich unversehens mit einer veritablen Riesin konfrontiert und wird, staunend, und eher peinlich berührt, Augenzeuge, wie der Zaungast, der Schwächste von allen, der von keinem geliebte, von keinem ernst genommene Egon, sich ihr tollkühn nähert, unter Mithilfe der anderen auf ihre Knie klettert, von der glatzköpfigen, metallisch kalten Figur zärtlich aufgenommen – und schliesslich verschlungen wird.

Die Deutung der Fabel ist leicht zu gewinnen, wird schon zu Beginn in der Rede des von Liebe und Grösse trunkenen Egon angedeutet, der von der Vermählung des Starken mit dem Schwachen schwärmt, durch welche das Schwache im Starken aufgehe und dessen Kraft gewinne – wobei, was als Hochzeit und Triumph erscheint, in Wirklichkeit zur Vernichtung führt.

Das Erzählmodell also ist nicht neu, und man kann der Erzählung gewiss vorwerfen, dass die Parabel zu wenig ausgebaut sei und in der Durchführung eigenartig zerflattere, in heterogene Teile zerfalle, von denen einzelne – die Gespräche mit dem Allerweltsmann Noldi Nobs, die Begegnung mit der Liebesprophetin Vivibel – etwas allzu sehr mit der linken Hand geschrieben scheinen.

Fragt sich nur, ob eine solche Interpretation und Kritik nicht schon im Ansatz verfehlt ist und etwas voraussetzt oder als nicht vorhanden rügt, was der Autor gar nicht geben wollte – eine der häufigsten Fehlhandlungen der Kritik! Es fällt ja schon auf, dass die eigentliche Erzählung des unheimlichen und mysteriösen Geschehens nur wenige Seiten in Anspruch nimmt und dass der «Held» des Buches keineswegs der arme Egon ist, sondern einer, der nur als Beobachter an der Todeshochzeit teilgenommen (und wie die anderen Partygäste auch vom Ereignis betroffen ist, vielleicht weil er fühlt, dass das Geschick Egons – von Ego abgeleitet – auch das seine werden könnte): ein Bibliothekar, gerade von seiner Frau getrennt lebend und mit einer Darstellung der Geschichte seiner Bibliothek beschäftigt. In ihm, diesem namenlosen, äusserlich unscheinbaren, aber keineswegs unkomplizierten Ich-Erzähler, wird durch das unerhörte Ereignis ein ganzer Erdrutsch von Gedanken, Gefühlen, Erinnerungen in Bewegung gesetzt; er sucht die Klärung des Erlebten in Gesprächen, Briefen, kleinen, ziemlich erfolglosen Aktionen.

Stimmungen, bestimmte Lagen des Bewusstseins, innere Vorgänge sind denn auch, immer wieder, Thema der Erzählung: der Vorgang des Erwachens am Morgen, wenn der Körper noch im Schlaf verharren will, der Geist in den Tag drängt, die euphorische Atmosphäre an einem Föhntag, die Situation einer Ehe, die in Krise gerät ohne eine der üblichen Ursachen, das Porträt eines jungen Bibliothekskollegen, der für alle Ereignisse, auch das Erscheinen potentieller Riesinnen, sofort eine kluge, plausible Erklärung zur Hand hat. In solchen Stellen, in

einer behutsamen, subtilen, aber sich ganz leicht und selbstverständlich gebenden psychologischen Beschreibung ist eine ausgesprochene Stärke des Buches zu sehen.

Nicht dass der Ich-Erzähler als Figur sichtbar würde. Man erhält ein eher diffuses Bild eines Intellektuellen, der träumt, ohne seine Träume zu verwirklichen, seine Phantasien auszuleben (was Wunder, dass ihm, als Kompensation für Ungelebtes, eine Riesin erscheint!), der sich ans Detail hält, um den drohenden Riesen nicht zu erliegen. Und es zeichnet sich innerhalb des Buches auch kaum eine Entwicklung ab: Der Riesen-Schock hat weder die Welt noch die Menschen in ihr verändert – nur dass die anfänglich verängstigte Faszination mehr und mehr der Abwehr und schliesslich der erleichterten Distanz weicht. Marti formuliert am Schluss auch klar, was er für die wirksamste Kraft gegen Riesen hält. «Wenn das Lachen aufhört, haben die Riesen gesiegt», heisst der letzte Satz – wobei sich nun freilich die kritische Frage aufdrängt, ob dies Lachen, das doch als mächtige Instanz aufgefasst wird, im Buch selber deutlich genug hörbar wird. Der Erzähler selber ist kein heiterer Mensch, und die Erzählung enthält wenig Humor (ganz im Gegensatz zu anderen Werken Martis, die wie «Abratzki» oder «Paraburi» geradezu vor Witz funkeln). Allerdings ist der Ton bewusst leicht gehalten, durchsetzt mit sprachspielerischen Wendungen, Anspielungen, kleinen Pointen – lauter selbstironische Abwehrbewegungen, mit denen der Erzähler sich vor der Überwältigung schützen will. Aber das Lachen selber bleibt eher ein Programm, das angekündigt, im Buch aber nicht verwirklicht wird. Ebensowenig wird verwirklicht, was die beiden Untertitel versprechen, die das Buch als «Bericht» oder als «Roman» haben wollen. Dies freilich ist nicht etwa ein Nachteil des Buches: eher als ein Roman ist es eine halb essayistische, halb assoziative Erzählung, in welcher ein unglaubliches Ereignis, deute man es als Traum oder Halluzination oder als Trick eines im verborgenen bleibenden Geschäftsmannes, von allen Seiten beleuchtet, gedeutet und wieder umgedeutet wird, bis sich das Ereignis selber nicht mehr kennt. Die Vielzahl der auf leicht ironisierte Art verwendeten literarischen Formen (Erzählung, durchsetzt mit Reflexion und Erinnerung, ist die Grundform, daneben gibt es dialogische Einschiebungen eher legerer Art, den Schluss bilden Briefe und ein Nachwort zu diesen Briefen) ergibt kein geschlossenes Bild, sondern stellt jede Deutung, die sich formen will, wieder in Frage. Der Einbruch des Unheimlichen wird zum Anlass des Nachdenkens genommen, nicht eigentlich über dieses Unheimliche, das schon recht bald als eigentlich unwichtig taxiert wird, sondern über gesellschaftliche und private Fragen. Die (scheinbare) Parabel wird nicht erzählt, sondern – um einen von Peter Lehner kreierten Ausdruck zu brauchen – «zerzählt»: was die Erscheinung der Riesin bedeuten solle, das wird um so weniger eindeutig, je weiter die Erzählung fortschreitet. Sie könnte ein Bild sein für die Gesellschaft, die den Einzelnen sich selber entfremdet, aber auch für die Grosse Mutter, die gleichzeitig der Tod ist – im weitesten Sinne ein Bild für alles, was den Menschen dominiert, für Mächte und Dinge, denen er sich ausliefert, denen zuliebe er seine Freiheit aufgibt. Während die Riesin des Trau-

mes oder Happenings verblasst, enthüllt sich dem Ich-Erzähler der Bibliothekssaal, beispielsweise, als Ort eines unablässigen Kampfes der einzelnen Leser mit Riesinnen. «Und alle die Studenten, Spinner, Forscher, Grübler, im grossen Lesesaal hinter Bücherstapeln über banale oder entlegene Texte gebeugt. Hie und da fasziniert, erschreckt mich ihr Anblick wieder, wie sie in beinahe lautloser Stille mit ihren Riesinnen kämpfen, um Ernas werben, die, in Mäntel der reinen Wissenschaft, in Overalls der Erkenntnis, in Miniröcke des Fortschritts gekleidet, gemächlich ihre Egons verführen, verspeisen, verschlucken unter den goldgerahmten, dunkel patinierten Porträts von Staatsmännern, Patriziern, Gelehrten aus vergangenen Jahrhunderten.»

Da mag sich jeder Leser selber fragen, wie die Riesin aussieht, die ihn bedroht und verführt, und ob sich ihr gegenüber ein Rest Freiheit verteidigen lasse.

Elsbeth Pulver

[1] Kurt Marti, Die Riesin, Roman, Luchterhand-Verlag, Darmstadt und Neuwied 1975.

HINWEISE

Eine Schweizer Zeitung und Vietnam

Es gibt Produkte der Tagesjournalistik, die durchaus – ihrem Namen zum Trotz – *über* den Tag hinaus Bestand haben. Vor allem der Leitartikel kann im besten Fall den Rang einer schriftstellerischen Form sui generis erreichen – ihn zu lesen kann also auch nach Jahren noch spannend sein. Aber eben: nur im besten Fall ... Dies, so scheint es, trifft zu auf die Leitartikelsammlung von *Heinrich Kuhn* (National-Zeitung, Basel) unter dem Titel «Sündenfall Vietnam». Eine Übersicht des Vietnam-Krieges aus der Sicht der «National-Zeitung» (hier personifiziert durch Heinrich Kuhn): aus einer Haltung heraus also, die, man weiss es, von Anfang an (so im Vorwort von Peter Indermaur zu lesen) «das Vietnam-Engagement der USA in Frage stellte und kritisierte». Diese Haltung war umstritten gewesen, und sie ist es wohl heute noch. Nur: Kuhn war immer konsequent im Verfechten seines Credos, und der Verlauf der Dinge hat ihm schliesslich recht gegeben.

(Buchverlag National-Zeitung, Basel 1974.)

In memoriam Alfred Ernst

Selten traf die Überschrift eines Gedenkbandes so zu wie diese: *Alfred Ernst*, Oberstkorpskommandant der schweizerischen Armee, gestorben 1973, war tatsächlich «Bürger, Soldat, Christ». Die Wertschätzung, die Ernst in allen Lagern genoss, ist leicht erklärlich: Seine Intelligenz, Ernsthaftigkeit, Zivilcourage und seine militärischen Fähigkeiten *mussten* beeindrukken. Interessanter, weil nicht so ohne weiteres erklärbar, ist die Frage, weshalb Ernst auch *populär* war. Aber auch da finden sich – gerade im vorliegenden Buch – genügend Anhaltspunkte: die kompromisslose Ehrlichkeit, Sachlichkeit und persönliche

Schlichtheit (oft gepaart mit trockener Selbstironie) sprachen – nicht erstaunlich – den «Durchschnittsschweizer» an. Hermann Böschenstein hat eine Auswahl aus den Schriften des Verstorbenen getroffen, die alle diese Charakterzüge aufs schönste hervortreten lassen. (Verlag Huber, Frauenfeld, 1975.)

Gründerbild einer Stadt

Der Gesinnungswandel vollzog sich innert weniger Jahre: Vom Abbruchobjekt, von der lächerlichen Geschmacksverirrung ist die Architektur unserer Grossväter zum Gegenstand des Denkmalschutzes avanciert. Zürich, dessen erste, hektische Wachstumsperiode in eben diese Zeit der «Gründerjahre» fiel, hat einen besonders ergiebigen Boden für die Baukunst der Jahrhundertwende abgegeben – *Werner Müller* beweist das im repräsentativen Photoband «Zürcher Inventar». Dem Betrachter wird dabei zum mindesten eines klar: wie sehr diese Stadt ihren Charakter und ihr Aussehen den Bauten vor und um 1900 verdankt. Dieser Bausubstanz nun endlich besser Sorge zu tragen, ist dringend notwendig, aber – Müller lässt daran keinen Zweifel – nicht einfach: Über die Schutzwürdigkeit vieler Einzelobjekte wird es manche Auseinandersetzung geben. Denkmalpflege – oder müsste man hier nicht «Stadtschutz» sagen? – wird immer schwieriger. (Artemis-Verlag, Zürich 1975.)

1944 an der Grenze

Sicherlich hat *Peter Dürrenmatt* – Basler Nationalrat und einer der «grand old men» schweizerischer Publizistik – nicht beabsichtigt, ein «Anti-Dienstbüchlein», will sagen «Anti-Frisch», zu schreiben. Wahrscheinlich wird er aber auch nichts dagegen haben, wenn die Leser sein «Ajoie 1944» so auffassen. Dazu haben sie das Recht: denn man weiss – die Kontroverse um Frischs Darstellung hat es gezeigt –, dass viele den Aktivdienst eben anders, ganz anders, erlebt haben.

Der Historiker Dürrenmatt wäre befähigt gewesen, eine wissenschaftliche Abhandlung über jene Zeit zu verfassen. Er hat das bewusst *nicht* getan: er schrieb statt dessen einen schlichten, persönlichen Bericht über seinen damaligen Erlebnisbereich – denjenigen eines Kompagniekommandanten in der Ajoie im Jahre 1944, einem der in jenen Tagen gefährdetsten Bereichen der Schweizer Grenze also.

Die tagebuchartigen Reminiszenzen machen dem, der damals nicht «dabei war», eines klar: auch die, die wie Dürrenmatt ohne Zorn auf das Aktivdiensterlebnis zurückblicken, haben kritisch und ohne Illusionen über den Sinn ihrer sechsjährigen Grenzwache nachgedacht; auch sie sahen die Mängel, die Fehler, die gemacht wurden, die Fraglichkeit eines militärischen Widerstandes überhaupt. Aber sie akzeptierten diesen Akt der Pflichterfüllung nüchtern und ohne Pathos, weil das nicht nur in ihren Augen die einzig mögliche menschliche und politische Haltung war. (Gute Schriften, Bern 1975.)

Mondrian und De Stijl

In der Reihe der Du-Mont-Dokumente erfüllt der Band über Mondrian und die Bewegung «De Stijl» seine Aufgabe in besonders eindrücklicher Weise. Der grösste Teil des Buches, das *H. C. L.*

Jaffé gestaltet und mit einer Einführung versehen hat, besteht aus dokumentarischen Texten, zu denen die zum Teil farbigen Illustrationen eine wertvolle Ergänzung bieten. Aus acht Jahrgängen der Zeitschrift «De Stijl» hat Jaffé charakteristische und wichtige Texte ausgewählt, so natürlich von Mondrian, von Theo van Doesburg, dem Gründer der Bewegung, und von anderen Mitstreitern für eine neue Kunst, die sich radikal vom «Neobarock», von der ornamentseligen Kulissenarchitektur abzuwenden begann. Die Herkunft der streng geometrischen, abstrakten Kunstrichtung von der Architektur ist überzeugend dokumentiert. 1917 fand sich in Holland um Theo von Doesburg eine Gruppe von Architekten, Bildhauern und Malern zusammen, die – nach Doesburg – «etwas zur Entwicklung des neuen Schönheitsbewusstseins beitragen» wollten. Es ging um die Grundelemente bildnerischer Sprache: die Gerade, den Winkel, die Primärfarben. Das Buch dokumentiert in vorzüglicher Auswahl die Thesen und Manifeste der Bewegung «De Stijl». Man spürt die missionarische Kraft, man erkennt die grosse Bedeutung dieser Gruppe für die Entwicklung der Kunst im 20. Jahrhundert. Als Lehrmittel wie als Grundlage zum Selbststudium ist dieses Werk in gleicher Weise zu empfehlen (Verlag Du Mont Schauberg, Köln).

Fortschritt und Dauer

Der dritte Band der Aufsätze und Reden von *Karl Schmid* ist postum erschienen. Noch einmal tritt die Persönlichkeit des am 4. August 1974 Verstorbenen vor uns, nicht als Schriftsteller vor allem, sondern als Redner, als Gesprächspartner. Und keineswegs war er das ausschliesslich im Kreise der Philologen und Literaten, der Wissenschaftler und Autoren, sondern indem er sich der Öffentlichkeit, dem Land und seinen Körperschaften stellte. Über den Fortschritt und seinen Preis sprach er vor dem Schweizerischen Baumeister-Verband, über den Zusammenhang zwischen Machbarkeit und Zerstörung vor den Teilnehmern eines internationalen Brandschutz-Seminars, über Leistung und Geborgenheit vor dem Schweizer Verband Volksdienst. Die Vorträge «Der moderne Staat und die Kunst» und «Engagement und Opposition» liegen bereits in einer Schrift zurzeit vor; sie haben jetzt auch in diese Sammlung Aufnahme gefunden. Spezifische geisteswissenschaftliche Themen wechseln ab mit Versuchen, den Standort in gegenwärtiger Realität zu erkunden. Karl Schmid hat dem Funktionswandel der Dichtung in der Zukunftsgesellschaft nachgespürt, hat die komplementäre Wirklichkeit des Wissenschaftlers untersucht und dabei immer auch danach getrachtet, Wissenschaft im ganzen Zusammenhang menschlicher Tätigkeiten und Aufgaben zu sehen.

Der Band, den Bruno Mariacher aus dem Nachlass zusammengestellt und mit einem kurzen Vorwort versehen hat, ist ein Fragment. Aber die Persönlichkeit Karl Schmids ist auch darin ganz zu erkennen. Er sieht, wie rasch und sicher bei uns immer gleich der Pragmatismus der Politiker zu siegen pflegt, wobei Pragmatismus nicht selten ein Euphemismus für Trägheit und Feigheit ist. Aber er sieht auch jene progressiven Intellektuellen, die sich in ihrer Kritik monoton wiederholen und aus dem Leiden am Land eine Sine-

kure eingerichtet haben. Man kann einiges darüber in den «Marginalien über die Schwierigkeiten mit Progressiven und Konservativen» nachlesen, die zuerst als Beitrag für die Festschrift zum 60. Geburtstag von Bundesrat Tschudi gedruckt und nun auch in diesen Nachlassband aufgenommen wurden. Es sind Überlegungen vorwiegend zur Wissenschaftspolitik. Aber sie enthalten Einsichten, die grundsätzliche Bedeutung haben, zum Beispiel: «Die aus Geschichtsbezogenheit verstockten Konservativen und die aus theoretischen Zwängen verstockten Progressiven sind beide gegenwartsblind. Sie stehen beide dem Guten im Wege, das jetzt zu tun wäre.» (Artemis-Verlag, Zürich.) *A. K.*

Kultur und Macht

Wolfgang Kraus, der literarische Animator, Gründer und Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Literatur, hat aus dem Schatz seiner reichen Erfahrung als Kontaktmann zwischen West und Ost, als Vermittler kultureller Kräfte und Tendenzen, als ein Mann inmitten des Umschlagplatzes, den Wien (als «die westlichste Stadt des Ostens») darstellt, ein Buch über Kultur und Macht geschrieben, das geeignet ist, die leider schon wieder erlahmte Diskussion über Wesen und Funktion der Kultur neu zu beleben. Zwischen Kommunismus und Demokratie, deren Verhältnis zur Kultur der Verfasser in knappen und überzeugenden Formulierungen festhält, entwirft Kraus das Bild einer wohnlicheren Gegenwart. Seine Darlegungen sind nicht durch gelehrten Jargon belastet. Hier spricht einer, der genau kennt, wofür er sich engagiert. Und nicht Pessimismus ist der Grundton des Buches, wohl aber ein Realismus, der sich Wunschträume versagt. Das Buch von Wolfgang Kraus bringt keine Lösungen, sondern zeigt die Bedrohungen auf, denen die wahre Kultur gerade auch durch Scheinblüten und Monsterveranstaltungen ausgesetzt ist. Auch wer die Ansichten des Verfassers nicht in jedem Fall teilt, sieht sich angeregt und bereichert. (Europa-Verlags-AG, Wien 1975.)

Notizen

Der Beitrag «Revolution in Portugal: Verwelkte Nelken» von *Fritz René Allemann* (Schweizer Monatshefte, September 1975) ist von der englischen Zeitschrift «Encounter» (Dezember 1975) übernommen worden.

*

Heribert Rausch und *Edmond Tondeur* beteiligten sich am Preisausschreiben der Julius-Bär-Stiftung über das Thema «Die Krise der Institutionen». Ihr Beitrag, den wir in diesem Heft veröffentlichen, wurde von der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft prämiert.